

Leseprobe

Nur ein Leben

Renate Habets

Paperback, Format, 14,8 x 21 cm, 212 Seiten

ISBN: 978-3-96174-049-9

9783961740499

VK: 11,95 €

Edition Paashaas Verlag, www.verlag-epv.de



...

So verließen die Sieben an einem hellen Oktobertag das Dorf Blickhauserhöhe im Westerwald und machten sich auf den ungewissen Weg nach Berlin. Irgendwie würden sie schon ankommen, das hatte die Mutter ihnen versichert.

Der Abschied von der Bäuerin war kurz, länger war er von den wenigen Frauen und Kindern, die dort noch evakuiert und noch nicht nach Köln zurückgekehrt waren. Die Zeit der Entbehrung hatte sie zusammengeschweißt, keiner von ihnen war es besser gegangen. Sie hatten miteinander geteilt und waren sich in einigen Fällen sehr nahe gekommen. Karl und Stephan mochten nicht voneinander scheiden. Immer wieder lief der Bauernjunge, der soeben seinen neunten Geburtstag hinter sich gebracht hatte, ein Stück des Weges nach Wissen neben dem Leiterwagen her, auf dem wieder Vincent zwischen den wenigen Habseligkeiten der Familie saß. Oben auf dem Stuhl verabschiedete er sich das erste Mal, bis Schönstein aber konnte er sich nicht von Stephan trennen, sondern lief stumm neben dem so lieb gewordenen Freund her. Am Schloss drehte er sich abrupt um und rannte hastig zurück, ohne sich ein einziges Mal umzuwenden. So sah er nicht mehr, dass sein vertrauter Kumpan stehen geblieben war und hinter ihm her schaute. Nass waren seine Augen sicherlich. Ob er Tränen vergossen hat, konnte Judith nicht sehen, denn er hielt bis Wissen den Kopf steif abgewendet und starrte in die Grasbüschel am Wegesrand.

Mit den Zügen, die wieder verkehrten, und auch langen Zwischenstrecken zu Fuß schlugen die Wetters sich nach Berlin durch, wo sie auch tatsächlich den Vater wiederfanden. Schmal war er geworden, alt wirkte er, dachte Judith, als sie ihn wiedersah. Aber als er seine Frau erblickte, erstrahlte sein Gesicht. Die Eltern blickten einander an, als wären sie nicht diese lange Zeit getrennt gewesen, sondern noch am Beginn ihrer Beziehung.

Kennenlernen

Die Eltern! Aus so unterschiedlichen Welten kamen sie. Waren sie gerade deshalb einander so zugetan? Judith wusste es nicht, aber wie alle dreizehnjährigen Mädchen interessierte sie sich brennend dafür, wie die Eltern sich gefunden und verliebt hatten. In den vergangenen Monaten hatte sie die Mutter immer wieder ausgefragt, hatte sich erzählen lassen, wann immer Zeit dafür gewesen war, und blickte seitdem mit ganz anderen Augen auf das Paar, das mit neuer Kraft sein Leben wieder aufnahm. Im Frieden, aber auch in den Wirren, Nöten und Unsicherheiten der Nachkriegszeit. Erstaunlich war die Geschichte ihrer Bekanntschaft. Eigentlich hätten sie gar nicht zueinander finden sollen, wenn es nach ihren Elternhäusern gegangen wäre. Zu verschieden waren ihre Herkunft und zu unterschiedlich die Veranlagungen, die sich auch in ihren sechs Kindern wiederfanden.

Der Vater, Franz August Wetter, stammte aus gebildeten Kreisen. Seit mehreren Generationen waren seine Vorfahren an der Universität beschäftigt gewesen. Sein Vater August, ein Rufname mit langer Tradition in der Familie, lehrte als Dozent für Urkundenforschung an der Universität Bonn und hätte sich sehr gefreut, wenn sein einziger Sohn den gleichen Weg eingeschlagen hätte. Diesen aber reizte die Lehre nicht. Zu trocken erschien sie ihm, zu fern von den Menschen, mit denen er umgehen wollte, gesellig, wie er von klein auf gewesen war. Dies war wohl ein Erbteil seiner Mutter Wilhelmine, die von allen Nahestehenden nur Minchen gerufen wurde und ganz darin aufging, für Mann und Sohn ein gemütliches Zuhause zu schaffen.

Nach dem Abitur ging Franz, nachdem er lange, intensive und mitunter heftige Gespräche mit dem Vater geführt hatte, an die Humboldt Universität in Berlin und studierte Theologie. Nicht Professor wollte er werden, was den Vater schmerzte, sondern evangelischer Pfarrer. Mit Menschen wollte er arbeiten, predigen, seinen Glauben tätig weitergeben. Irgendwann hatte der Vater wohl eingesehen, dass dies der Weg des Sohnes sein sollte und ließ ihn an die Berliner Universität ziehen. Sehr bald war er eine Stütze seiner Verbindung, heiterte alle mit seinem fröhlichen Wesen auf und war auf dem besten Weg, zu einem der Mittelpunkte seiner Fakultät zu werden. Berlin genoss er aus vollem Herzen, Stadtkind, das er im tiefsten Inneren war.

Die katholische Helene Clara stammte vom Land. Sie war das dritte und jüngste Kind des Landadeligen Albert von Bütrup, der mit seiner zweiten Frau Hedwig Katharina, einer Adelligen aus Vorpommern, einen großen I-förmigen Gutshof bei Dargun bewirtschaftete. Zwar war seine Frau wesentlich jünger als er – aus erster Ehe hatte er zwei erwachsene Söhne, die in preußischen Diensten standen –, aber die Beziehung war ausgesprochen zufriedenstellend für beide. Er gestattete und finanzierte seiner Frau deren geliebte und zahlreiche Besuche in der Stadt, meist Berlin, wo sie stets mehrere Wochen blieb und Kultur und Geschäfte genoss. War sie dann bei ihm auf dem Gut, lebten sie beide sorglos und ausgeglichen miteinander. Jede und jeder ging seinen Aufgaben nach. Sie trafen sich zu den Mahlzeiten, spielten ab und an Schach und teilten interessiert die Weltneuigkeiten aus den Zeitungen. Alberts ganzes Glück war die ihm spät geborene Tochter, die so sehr ein Kind seiner Gene war, dass sie am liebsten ihre Zeit mit dem Vater und dem Gesinde mitten in der mecklenburgischen Parklandschaft verbrachte und alles das tat, was ein Landei so tut: reiten, jagen, sich um die Tiere kümmern, durch die Felder schweifen und allüberall nach dem Rechten schauen. Geliebt und verwöhnt von Vater und Mutter, von den beiden älteren Brüdern, die sich über die kleine Schwester herzlich gefreut hatten, verhätschelt und auf Händen getragen, hielt sie sich lange für das Zentrum des Lebens. Es trachtete ja alles danach, ihre Wünsche zu erraten und bereits zu erfüllen, ehe sie sie überhaupt gehabt hatte. Dargun, das damals noch sehr klein war und keine Stadtrechte hatte, genügte ihr vollkommen. Dort besuchte sie dann auch die höhere Schule. Allmorgendlich wurde sie in der Kutsche dorthin gebracht, winters im Schlitten.

Helene hätte eines jener verzärtelten, verzogenen jungen Mädchen werden können, wie man sie unter den Landadeligen häufiger fand, aber das verhinderten wohl ihre guten Gene. Sie war zwar äußerst selbstbewusst – das blieb bei ihrer Erziehung nicht aus –, dabei aber sehr mitfühlend und an allem interessiert, was ihre Hilfe brauchte. Als Kind hatte sie eine Vielzahl von aus dem Nest gefallenen Vögelchen und verletzten Tieren gepflegt und sich später auch um die Menschen auf dem Gut gekümmert, die ihre Hilfe brauchten.

So war es eigentlich konsequent – nur der Vater hatte nicht damit gerechnet –, dass sie nach Beendigung der Schule keinesfalls das Lebensziel verfolgte, das für ihn so selbstverständlich war. Er hatte bereits einen Sohn von einem der Nachbargüter ins Auge gefasst, der Erbe war und sicherlich eine große Karriere vor sich hatte. Nett war er auch. Das fand seine Tochter zwar auch, aber doch nur

als Kamerad und nicht als Lebenspartner, wie es so selbstverständlich zu sein schien. Das zumindest sah der Vater so.

Helene aber hatte ihren eigenen Kopf. Nun erst erkannte er, dass sie die Sturheit aller Ahnen, von der die Verwandtschaft immer wieder erzählt hatte, und damit auch die seinige, geerbt hatte.

„Vater, ich muss mit dir sprechen“, sagte sie eines Abends zu ihm, nachdem sie an sein Büro geklopft hatte.

„Ja, mein Lenchen, was hast du denn auf dem Herzen?“, schmunzelte er ihr gutmütig zu. „Komm her zu mir.“

Sie jedoch blieb nahe der Tür stehen. „Ich will nach Berlin“, stieß sie hervor.

„Ja, natürlich kannst du nach Berlin. Musst ja auch mal was von der Welt sehen. Mutter fährt ja immer dahin, fährste eben mit, kein Problem“, schmunzelte er ihr zu, wunderte sich aber bereits ein wenig, warum sie wie festgewachsen am Eingang des Zimmers blieb.

„Nein, ich will allein nach Berlin“, schoss es aus ihr heraus, und da erfuhr er, mit welchem Plan sie sich bereits seit Monaten trug. Sie wollte nicht nach Berlin, um dort ihren gesellschaftlichen Schliff zu vervollkommen, wie es für Mädchen ihres Standes üblich war, sondern sie wollte eine Ausbildung machen.

„Krankenschwester will ich werden. Irgendwo hier will ich arbeiten. Im Krankenhaus.“

Der erste Weltkrieg hatte gezeigt, wie notwendig professionelle Lehrgänge für diesen Beruf waren. Einen solchen wollte Helene besuchen, nachdem dieser mittlerweile auch an der Charité eingerichtet worden war.

Damit brach ein wochenlanger Kampf zwischen Vater und Tochter aus, die Helenes Zukunft so unterschiedlich sahen. Seine Tochter berufstätig, das ging für ihn gar nicht. Dazu noch als Krankenschwester! Pflegen! Dienen! Anderen Leuten den Hintern abputzen! Das tat man nicht, das gehörte sich nicht. Erst recht nicht für eine Komtesse! Basta! Punktum!

„Und ich heirate ihn nicht. Auch keinen anderen! Ich will Krankenschwester werden!“

Niemand konnte zwischen den beiden vermitteln. Zu sehr waren sie in ihren Vorstellungen verfangen. Zum ersten Mal erlebte Albert von Bütrup eine Tochter, deren Wünsche sich nicht mit den seinigen deckten, sondern so ganz entgegengesetzt waren. Die Mutter riet zur Geduld, beiden Seiten riet sie das. Aber der cholerische Vater konnte sich nicht zurückhalten, immer wieder musste er eine Diskussion heraufbeschwören, die meist in lautem Gebrüll von seiner Seite endete.

„Ich will Krankenschwester werden“, setzte die Tochter dem entgegen. Dabei blieb Helene und verließ das Zimmer.

Wochen gingen ins Land, in denen sich die Meinungen nicht veränderten. Helene blieb höflich, aber distanziert, hielt sich viel draußen auf und ließ sich wenig blicken. Ob dann der Vater einsichtig wurde, weil die Tochter so entschlossen schien, oder ob ihm einfach das Alter zusetzte, war nicht zu entscheiden, aber eines Tages bat er Helene zu sich und erlaubte ihr, nach Berlin zu gehen. Zunächst unter Aufsicht der Mutter. Sie sollte sich die Ausbildung in der Charité ansehen. Wenn Helene schon unbedingt Krankenschwester werden wollte, dann sollte ihr das Beste geboten werden, das möglich war. Das war er sich schuldig. Aber im tiefsten Inneren seines Herzens war der Gutsherr überzeugt, dass seine Tochter nach einer Weile zurückkehren und den für sie vorgesehenen Weg der Heirat und des Mutterseins gehen würde, hatte sie erst einmal gespürt, was der Lehrgang ihr abverlangen würde.

So brach Helene dann mit viel Gepäck und ihrer Mutter nach Berlin auf, lebte zunächst mit dieser ein paar Tage im Hotel und genoss all das, was man in der Hauptstadt genießen konnte. Dann aber machte sie ernst, bezog ein kleines Zimmer, das zu einem Wohnhaus des Krankenhauses gehörte, und begann mit ihrer Ausbildung. Nur selten kehrte sie nach Hause zurück, obwohl es bereits seit 1907 eine

Eisenbahnverbindung von Malchin nach Dargun gab, wo der Kutscher sie abholte. Die Ferien verbrachte sie in dem Gutshaus, streifte wie früher zu Fuß oder Pferd durch Wiesen, von Bäumen überspannte Hohlwege und Felder, ruderte auf dem See, an dem das Haus lag, und war wieder Vaters Augenstern. Diese aber wurde, sobald sie in Malchin in den Zug nach Berlin umgestiegen war, die pflichtbewusste Lernschwester Helene von Bütrup, die sehr erfolgreich ihre Lektionen hinter sich brachte, weil sie Freude an ihrer Arbeit fand und auch das Gefühl genoss, etwas Sinnvolles zu tun und gebraucht zu werden. Die Theorie fiel ihr leicht, das machte gar keine Mühe. Schwerer tat sie sich zunächst mit der Arbeit am Krankenbett. Sie, die gewohnt war, bedient zu werden, musste sich umstellen. Kaum war ein Wunsch ausgesprochen, war er ihr früher erfüllt worden, mitunter sogar noch eher. Hier aber musste sie bereitwillig auf das reagieren, was andere ihr auftrugen. Und das möglichst mit einem Lächeln! Dazu, um das Ganze zu erschweren, wurde sie genauestens von den anderen beobachtet, die dem adeligen „Fräulein von“ nicht das notwendige Durchhaltevermögen zutrauten. Sie aber biss die Zähne zusammen und hielt durch, wenn auch zu Beginn der Ausbildung abends häufiger die Tränen in ihrem Zimmer flossen oder sie sich von ihrer Nachbarin Elfriede, die ebenfalls den Kurs besuchte, trösten ließ. Mit Elfriede befreundete sie sich schnell, diesem handfesten Mädchen aus Berlin-Kreuzberg, das als Älteste von vier Geschwistern in einer winzigen Wohnung aufgewachsen war und sehr früh Verantwortung hatte übernehmen müssen. Der fiel es nicht schwer, die Bettpfannen zu bringen und zu leeren, was Helene zunächst doch manches an Überwindung kostete. Durch Elfriede lernte sie auch vieles in Berlin kennen, das die Mutter ihr nicht hätte zeigen können, was ihr dann bei der Lehrzeit in der Charité sehr von Nutzen war.

...